

zu ihrer Autorisierung, Integration und Kontrolle. Henning BÖRM (S. 23–42) legt für das Sassanidenreich dar, wie die Konkurrenz der auf zunächst erblichen Ämtern, später auf Landbesitz basierenden Eliten eine stabile Dynastie stärkte, eine instabile schwächte. Kaisernähe war, so Hartmut LEPPIN (S. 43–62), in der Zeit Justinians die wichtigste Ressource der Elite, gleichzeitig aber auch die unbeständigste, da der Kaiser sie beinahe beliebig gewähren oder entziehen konnte. Guido M. BERNDT (S. 63–90) vergleicht das Vandalenreich mit Theoderichs Italien und weist in beiden Reichen eine gewisse Orientierung an traditionellen Herrschaftsstrukturen, aber ein geringes Bewusstsein für imperiale Zentralität nach. Johannes PREISER-KAPPELLER (S. 91–113) fokussiert die Grenzregion zwischen byzantinischem Reich und islamischem Kalifat, in der sich die Elite durch die Konkurrenz der Reiche um ihre Loyalität festigte. Ann CHRISTYS (S. 114–124) untersucht Erwerb und Bedeutung von Arabischkenntnissen beim Aufstieg spanischer Eliten in die umayyadische Verwaltung. Reuven AMITAI (S. 125–146) beschreibt für das mamlukische Palästina, das trotz der Brückenfunktion zwischen den Zentren Kairo und Syrien nur peripheren Rang einnahm, die Professionalisierung einer die imperiale Herrschaft stützenden religiösen Elite. Annette SCHMIEDCHEN (S. 147–169) demonstriert die Versuche indischer Herrscher, die Peripherie durch das Einsetzen von Nebenlinien, die Verbreitung von Sanskrit und die Verlegung der Zentren zu integrieren. Aufgrund einer solchen Integration stellt Nicholas TACKETT (S. 170–190) bei der Untersuchung von Tang-Song-China eine „de-imperialization“ (S. 190) fest: Während die Tang ausschließlich Personal aus dem Zentrum in die Regionen gesandt hatten, integrierten die Song lokale Amtsinhaber und minimierten damit den Gegensatz von Zentrum und Peripherie. Ein solcher findet sich auch im Karolingerreich nicht. Steffen PATZOLD (S. 191–211) betont hier die Bedeutung der face-to-face Kommunikation auf Versammlungen, die nicht durch *missi dominici* oder Kapitularien ersetzt wurde. Für die ottonische Zeit zeigt Christoph DARTMANN (S. 212–228) am Beispiel zweier italienischer Bischöfe, wie deren Eigeninteressen und Konkurrenz auf verschiedenen Ebenen (lokal, im *regnum* und im *imperium*) die imperiale Herrschaft stabilisierten. Jan KEUPP (S. 229–246) plädiert auf Basis des stauferzeitlichen Herrschaftsdiskurses dafür, die Kongruenz fürstlicher und imperialer Interessen als Säule der Herrschaft zu verstehen und agonale Momente nicht zu überschätzen. Die Urkunden Heinrichs II. von England analysierend, weist Alheydis PLASSMANN (S. 247–281) im Vergleich mit den erheirateten Herrschaften Aquitanien und Anjou eine stärkere Verzahnung von Zentrale und ererbter Normandie nach. Als „imperiale Größe des Hochmittelalters schlechthin“ (S. 283) wertet Jochen JOHRENDT (S. 282–298), aus europäischer Sicht, das Papsttum, dessen universaler Geltungsanspruch im 12. und 13. Jh. wuchs, wie J. etwa an der Übernahme von Funktionen der Kardinäle durch abhängigere päpstliche Kapläne zeigt. Eine Zusammenfassung von Claudia GARNIER (S. 299–313) sowie ein Personen- und Ortsregister beschließen den Band, der insgesamt demonstriert, wieviel das von der neueren Imperien-geschichte oft übergangene MA zur Untersuchung imperialer Herrschaftsformen beizutragen hat. Anne Foerster